

[49]

Unter der Asche.

Roman von F. Heideim.

Mit einem Schläge kam plötzlich ihr ganzes Unglück wieder über Adriana.

„Ach, da weint die liebe Gnädige schon wieder,“ seufzte erschreckt Frau Klefchen. „Und eben waren wir ja noch so vergnügt, wie wir noch nicht ein einzigesmal gewesen sind. Das kommt von dem dunnen Nero. Aber wer weiß, ob's nicht ein Vorspuk gewesen ist, gnädige Frau. Was Sie mir da erzählt haben vom Herrn Baron, das klingt doch alles so gut und lieb, und wenn er auch ein alter Herr ist, ich hör's ja aus jedem Wort, Sie haben ihn doch nur aus Liebe geheiratet! Warum hätten Sie's auch sonst thun sollen? So schön und so reich! Wir hatten ja ungefähr alle Monate einen Heirathsantrag, und da sagte die liebe Gnädige immer: „Ich heirathe nur aus Liebe!“ und jetzt — ich hab's längst gemerkt! Sie haben die große Sehnsucht!“

„Er hat mich zu tief beleidigt, zu schmachvoll behandelt! Nie und nimmer gehe ich heim,“ sagte finster die eben noch bitterlich weinende Baronin.

„Aber, seit die gnädige Frau mir nun heute ihr Herz ausgegüßter hat, da sehe ich's ganz anders an, ganz anders. Der Herr Baron ist ja wie mein Reineemann! Der hat mir auch einmal den Hals undrehen wollen vor Wuth, der Hansnarr, weil er sich eingebildet hat, ich schaue nach unterm Herrn. Du liebe Zeit, die Männer! Man muß wahrhaftig ein Mittel haben mit ihrer Unvernünftigkeit! Und mein Reineemann, der so viel schöner und lustiger ist! Der Herr Oberförster, welcher den Daumen in den Mund steckt vor lauter Verlegenheit, sobald ihn ein Frauenzimmer ansieht! Sollte mir auch einfallen! Aber sehen Sie nur, gnädige Frau, der Thrige ist doch nun schon so etwas über die besten Jahre weg, und Sie sagen's selbst, er hat graue Haare und einen grauen Bart, und Schönheit ist ja auch das wenigste an einem Mann, aber sehen Sie, nun sagt sich der gnädige Herr vielleicht: Ich bin lange nicht gut genug für meine liebe schöne Frau, und wenn sich das der allerhöchste Mann sagen würde, so hätte er darin recht neben Ihnen: und nun kann ich mir das so gut denken, daß der Herr Baron jeden ansieht, ob er Ihnen wohl besser gefallen könnte; und ist dabei so gut und brav, das bedenkt er aber gar nicht und hält auf sich selbst am wenigsten. Und sehen Sie, so kommt es, daß er ja so nützlich gewesen ist wie mein Reineemann. Dem bin ich aber nicht weggelaufen, sondern ich habe mich empört gegen seine Grobheit und habe ihn angeschrien: „Untersiehst dich's noch einmal, du Tropf, so frage ich dir mit allen fünf Fingern durchs Gesicht, und mit dem Denzettel magst du dann zum Herrn Oberförster gehen und ihm bestellen, ich ließ ihn schönstens grüßen und du fändest ihn bezaubernd, ich aber nicht!“ „Na, das hat aber geholfen! Man muß so einem eifersüchtigen Mann gleich den Kopf zurecht setzen und das gehörig, daß er sich's nimmer wieder herausnimmt, seiner rechtschaffenen Frau solchen Schimpf anzuthun.“

Das kleine resolute Frauchen hatte sich ganz in die Hufe hinein geredet. Adriana hörte lachend und weinend zu, die drastische Kur schien in der That wirksam gewesen zu sein.

Aber wenn auch diese momentane Ablenkung ihr sehr wohl that, mit der hellen freudigen Stimmung des Morgens war es vorbei. Es blieb ihr nur eins davon zurück und das war ein mit aller Heftigkeit hervorbrechendes Sehnen nach ihrem Gatten, nach ihrem jetzt so geliebten Heim, nach Alir und allem, was sie mit solchem tiefen Glücksgefühl für eine kurze, schnell vergangene Zeit besessen hatte. Wochenlang hatte die Bitterkeit ob der ihr angethanen Beleidigung jedes warme Empfinden in ihr überwuchert. Je mehr sie im Anfang an das Erlebte dachte, um so herber wurde ihr Groll; es schien ihr damals sogar eine Wohlthat, wenn sie sich hätte scheiden können von diesem Manne, der mit brutaler Rücksichtslosigkeit

sie von sich gestoßen hatte, ohne ihr nur ein Wort der Rechtfertigung zu gestatten.

Aber das durfte sie nicht, mit den dunklen, unbestimmten Hoffnungen, welche sie erfüllten; darüber war sie sich von Anfang an ganz klar.

Andererseits auch mußte sie einen Weg finden, sich später, wenn diese Hoffnungen sich erfüllen würden, so vollständig von Taura zu scheidend, daß er nicht die leisesten Rechte behielt. Aber — sollte sie als die Schuldige sich verurtheilen lassen, wo nicht ein noch so flüchtiger Gedanke von Schuld ihr Herz bedeckt hatte? Nie und nimmer!

Alle Vorschläge, welche ihr ein berühmter Rechtsgelehrter an die Hand gab, den sie auf Wohlfahrts Rath konsultirte, lehnte sie dennoch ab; denn der Zorn und die Bitterkeit in ihr verslogen und nur die unaussprechlichste Betrübniß blieb zurück.

So hatte sie diese Wochen hier in tiefster Waldeinsamkeit verlebt, und eben dieses Alleinsein, diese Ruhe hatten ihren Einfluß nicht verfehlt; auch sie war ruhiger geworden und, obwohl sie von ihrem Sachwalter die Nachrichten über den Fortgang der von Taura eifrig betriebenen Vorbereitungen zu der Scheidung ihrer Ehe erhielt, so verbot sie diesem doch wiederholt auf das Bestimmteste, irgendetwas darauf einzugehen. Sie wollte unauffindbar sein und bleiben.

Was sie von der Zukunft hoffte und erwartete, sagte sie sich jetzt niemals mehr mit Klarheit; ihre Gedanken blieben allemal stehen vor dem glückseligen Ereigniß, welches der Frühling bringen mußte, und selbst das Weinen und Trauern war vorbei gewesen in letzter Zeit.

Sie hatte sich in das Verschollensein eingelebt wie in eine wohlthuende Linderung ihrer Schmerzen. Der Gedanke schon, daß sie niemals wieder heraustraten sollte aus ihrer Verborgenheit, daß sie kämpfen sollte für die Rechtfertigung, deren sie vor sich selbst nicht bedurfte; daß sie auch dann noch als geschiedene Frau sich den Zweifeln und der Reserve ausgesetzt sehen sollte, ließ sie aufschreien vor Qual.

Je weniger sie daran dachte, um so besser; sie mußte leben und gesund bleiben, durfte nicht mit Haß und Groll im Herzen das verheißene Gnadengeschenk des Himmels empfangen wollen.

So hatte Adriana diese letzten Wochen in schmerzlicher aber stiller Resignation verlebt. Es war ihr alles neu in den kleinen Verhältnissen ihrer Hauswirthschaft; mit heimlich stauender Neugier lernte sie diese schlichten, treuen Seelen verstehen, begann sie die Theilnahme zu fühlen für das Wünschen und Streben derselben, und entdeckte verwundert, daß bei ihnen Leid und Lust, Sorge und Genüge ebenso empfunden wurden, wie bei jenen, welche sich für höher organisiert hielten, weil sie vielseitiger geschlüsselt waren. Es sind nicht die Facetten allein, welche den Edelstein machen. Das einfache Rechtthun, welches die Nichtschmerz von Mann und Frau war, ließ keine interessanten Konflikte in ihr Leben dringen, aber der scharfsichtige Blick Adriana's, welcher so geübt war, die vielverschlungenen Charakterzüge und das verwickelte Handeln der Menschen ihrer Kreise zu durchschauen, er fand hier zum ersten male und mit immer liebevollerer Theilnahme das Menschenthum.

Sie lernte, sich zu interessieren für die kleinen Vorgänge in Klefchen's Haushalt und Familie; die Kinder wurden ihr lieb und vertraut, und sie sah auf einmal mit Mutteraugen in das Werbende hinein, begriff die Wonne und den Eifer der Eltern, die zarten Keime zu hegen und zu pflegen.

„Vornehm und reich kann ich sie nicht machen,“ sagte Reineemann, „aber brav und tüchtig!“ und wie sommerhell waren dabei die Augen des Mannes, wie warm brach daraus der Liebesstrahl hervor, der das Gedeihen der Seinen gab.

Am Abend lag Adriana traurig und schweigsam auf dem Sopha.

„Schreiben Sie doch dem Herrn Baron, liebe Gnädige, schreiben Sie ihm! Er berent längst und sucht Sie wohl landaus, landein; stellen Sie sich doch nur vor, mit welcher Angst er für Sie an den kalten Winter denkt!“

Adriana schüttelte betrübt den Kopf, als die Försterin, die eben mit der Lampe herein kam, so bat.

Der Trost ist schlimm! Sie wollte das Wort der Veröhnung nicht sprechen, sie war allzu tief, zu schmachvoll beleidigt.

Frau Rietchen seufzte und schloß die Läden.

„Reinemann sagt, es werde Frost geben, wohl auch Schnee! Ach, gnädige Frau, es ist hier ein hartes Leben im Winter, werden Sie es auch aushalten?“ setzte sie unruhig hinzu.

„Wenn es euch nicht zu schwer ist, so für mich zu sorgen, Rietchen?“ Wie trübe klang die Frage und wie bittend blickten die schönen Augen.

„Ach, ach! und wenn man's weiß, wie es die gnädige Frau gewohnt ist!“ rief die Försterin mit hellen Thränen in den ihrigen.

„Es thut mir ganz gut, daß ich einmal entbehren lerne, Rietchen, Sorge dich nicht, mein gutes Kind, ich wäre nirgend in der Welt so gern, wie hier — außer —“

„O, liebe gnädige Frau! Schreiben Sie doch! Gewiß, gewiß, es ist zuhause ja am besten und, wenn der Herr Baron Sie nicht gar so un menschlich lieb gehabt hätte, so würde er doch nimmer —“

„Still, Rietchen, er dringt darauf, sich von mir scheiden zu lassen. Sieht das aus wie übergroße Liebe?“ sagte Adriana trotzig wie zuvor und winkte der Försterin, zu schweigen.

Diese ging. Aber in der Thüre kehrte sie wieder um.

„Mein Reinemann hat morgen Zeit, da will er Mooskränze vor die Fenster nageln und die Hauswand mit Holzschichten verpacken, das hält die Kälte auch ab; auch hat er ein ganzes Fuder Schilf bestellt, das bringt der Müller mit seinem Pferd herauf, und davon will der Reinemann der gnädigen Frau eine warme Matte durch das ganze Stübchen flechten,“ sagte sie, in dem Bemühen, Adriana zu zerstreuen.

„Dein Mann ist ein geschickter Mensch, Rietchen, wie glücklich seid ihr beide!“

„Ach ja, er ist gut wie die Sonne, aber Flecken hat die auch. Indes das thut nichts, ich habe ihn mir recht nach meinem Sinn gezogen! Das hätte die gnädige Frau mit ihrem gnädigen Herrn nur auch thun sollen! Freilich, Geduld braucht's bei dem hartköpfigen Mannervoll! Nun muß ich aber hinaus, das Dirhuhn für Sie zu braten und für uns die Kartoffeln. Für morgen hat mein Reinemann ein Stück vom Rehziemer aus der Oberförsterei heraufgebracht.“

„Ich lebe ja wie eine Prinzessin,“ lobte Adriana, und Frau Rietchen schloß die Thüre und lief hurtig in die Küche.

Sie war allein.

Wie träumend sah sie sich um und dann schlug sie beide Hände vor das Gesicht.

„Und wenn ich daran sterben muß, ich gehe nicht wieder zu ihm; ich könnte um seine Liebe betteln, sein Vertrauen aber fordere ich.“

Ein prasselnder Hagelschauer fuhr gegen die Scheiben. Der Winter begann. — Am anderen Morgen lag Schnee.

* * *

Der Dezemberabend war hereingebrochen, ehe es recht heller Tag geworden war; auf den erleuchteten Trottoirs tummelten sich Schaaren von Menschen, Kindern, welche sich beim Schneeballwerfen versäumt, Damen, welche Weihnachtseinkäufe besorgt hatten, eilende Handwerker, welche ihre Zeit auszunutzen bemüht waren. Dazwischen strebten, in ihre Mäntel gehüllt, die Offiziere in ihr Kasino, wo das Diner ihrer wartete, und in den schneebedeckten Straßen fuhren unhörbar die Wagen hin und her, deren Pferde kleine Schellen an das Geschirr gefestigt waren. Vor den reich ausgelegten Ladenfenstern prangten die lockendsten Dinge und verhiessen noch Herrlicheres in den dahinter befindlichen Weihnachtsausstellungen. An den Fleischläden stand ein dicht gedrängtes Publikum und blickte sehnsüchtig auf diese köstlichen Dinge, die so vortrefflich schmeckten, wenn man nur Geld hatte, sie zu kaufen. Alles hatte so recht das Gepräge der Weihnachtszeit.

In einem der Salons des Kavaliertubs fanden abseits von den Gruppen plaudernder oder Zeitung lesender Herren der Graf Cusstell und der Rittmeister Gemming am Kamin.

Beide hatten leicht den Arm auf das Gesims desselben gestützt, beide saßen aufgeregt und lebhaft interessiert einander ein.

„Und das kommt jetzt erst, kommt ganz zufällig zur Sprache,“ rief vorwurfsvoll der Graf mit vorichtig gedämpfter Stimme.

„Was konnte ich denken? Man hat meine freundschaftliche Theilnahme so schroff und herbe zurückgewiesen, daß ich meine Besuche wohl oder übel auf die einfachen Höflichkeitsakte beschränken mußte,“ sagte Gemming herbe. Es lag ein Zug tiefer Abspannung um seinen Mund und auf der Stirne Falten.

„Sie dürfen unseren Freunden das nicht zu schwer anrechnen, lieber Gemming, der Schmerz macht gar zu leicht ungerade. Wie werth Sie ihnen sind, wissen Sie hoffentlich genau genug.“

Es lag eine nur leicht verhällte Absichtlichkeit in des Grafen Ton.

„Sie irren vollständig, Herr Graf. Man hat mich über Bord geworfen, als ich es mir am wenigsten träumen ließ, denn ich glaubte Vertrauen haben zu dürfen, auf —. Nun es ist auch gut so, man weiß, woran man ist, aber daß ich mir die Lehre zweimal geben lassen mußte, ehe ich sie begriff, das verwinde ich nicht so leicht, wie man sie mir gab.“

„Gemming! Unmöglich! Das ist nicht wahr!“

„Baron, Herr Graf, es ist wörtlich wahr, und Ihr erschrockenes Staunen thut mir, daß ich es ehrlich bekenne, wohl — sehr wohl. Es ist ein verteuertes Gefühl, sich so mißhandelt zu sehen —“

„Still, Gemming, man wird aufmerksam! Aber nehmen Sie die Versicherung, daß mir diese eigenhümliche, diese unbegreifliche Wendung ganz außerordentlich leid thut.“

Der Graf reichte ihm herzlich die Hand.

Um Gemmings Mund zuckte es; er nagte an seinem Schnurrbart und sah sehr unglücklich aus.

(Fortf. folgt.)

Der Schoßhund meiner Großmama.

(Fortsetzung.)

So verbrachte ich fröhlich den ganzen Tag und am Abend war ich so lustig gelaunt, daß ich Großmama bat, mich anzuleben, denn ich glaube, ich sei infolge der anmuthigen Beschäftigung nahe daran, tobüchtig zu werden. Karo schaute mich traurig an. So ungeheißer mußten die Prinzen der Märchen geliebt haben, wenn es ihnen nicht gelungen war, die blaue Blume zu finden und sie nun sterben müssen. In der Nacht träumte ich wirklich, Karo sei ein verzauberter Königssohn, den ich nach einem siegreich bestandenen Gefecht mit einem greulichen Riesen aus dem Hundesell erlöst hatte und der sodann die von dem nun toden Riesen befristete gewesene Königsstochter heimführte. Bei der Hochzeit des entzauberten Paares verließ ich den Dienst als frischer Mann der Hofmarschall, und ein Chor von Bogen sang meine schönsten Lieder. Großmama stand als Oberhofmeisterin dabei und beglückwünschte mich ein über das andere mal zu meiner neuen Würde.

Am nächsten Morgen küßte mich Großmama wiederholt, bevor sie mit schmeichelnder Stimme fragte: „Nicht wahr, du wirst Diana suchen?“ Großmama behandelte mich mitunter, als wäre ich ihr junger Gatte. Wichtig bethörte sie mich. Ich mußte zwar nicht, wie ich es anstellen sollte, aber ich glaubte, es würde etwas leichter sein, wenn ich Karo mitnahm. Großmama klatschte in die Hände vor heller Freude über meinen ausgerechneten Gedanken. „Du bist eine wahre junge Frau in den Fittertwochen, Großmama!“ sprach ich mit ernster Würde.

So schritt ich denn hinaus mit Karo. Offenbar ahnte er meine Mission, denn er sprang fröhlich hinaus. Möglicherweise darf man seine Heiterkeit auf den Umstand zurückführen, daß er sich zuhause langweilte. Es gelang uns nicht, Diana zu finden. Nachdem wir einen großen Theil der öffentlichen Gärten besucht hatten und in den Gasthäusern am Ende der Stadt einige male eingekehrt waren, kamen wir müde nachhause. Der nächste Tag verstrich ebenso fruchtlos. Meine Bemühungen erschienen mir geradezu lächerlich, und ich bat Großmama, mich in der ersten Klasse des Irrenhauses unterzubringen, wofern mich mein Geschick dahin führen sollte, denn in der zweiten Klasse bekämen die Kranken keine Hummern, die ich so gerne esse. Großmama lachte wie gewöhnlich und schalt mich, daß ich meine Ferien über den Büchern hockend verbringen wolle. Ich müge nur umherlaufen; die frische Luft sei für mich gesünder; ich müsse mein Ziel erreichen

O, es war gegen 5 Uhr abends am dritten Tage meiner Irrfahrt. Die Sonne brannte noch heiß, aber in den Allen des Volksgartens war es kühl und dämmerig. Karo schritt so ruhig und sorglos an der Leine, daß ich annehmen konnte, er habe Diana vergessen. Plötzlich aber warf der Schoßhund den Kopf

empor, stieß ein lautes Geheul aus, riß sich, ehe ich mich dessen verlor, von der Leine los und lief, im Laufe einige harmlose Kinder umwerfend, mit Windeseile die Allee hinauf. Ich eilte ihm nach; sein Trumphgebell erleichterte mir die Spur, und noch einem kurzen, aber energischen Galopp, zu dem ich mich bewogen sah, weil es im Volksgarten bei Arretierung geboten ist, Hunde an der Leine zu führen, erblickte ich Karo an der Seite eines anderen kleineren Hundes. Die Hunde sprangen, überschlugen sich und bellten dabei so vehement und benahmen sich überhaupt so excessiv, daß man die Ueberzeugung gewinnen mußte, sie seien von irgend einem größeren Gefühle übermannt worden.

Indeß stand ein junges Mädchen mit verchlungenen Händen und gebedete sich ganz erschrocken. Es war ein ganz nettes Ding im Alter von ungefähr achtzehn Jahren, das ich jedoch vorläufig nur flüchtig in Augenschein nehmen konnte, da es mir in erster Reihe um meine persönliche Freiheit zu thun war. Karo mußte also an die Leine. Ich rief ihn energisch herbei, aber der verehrte Schoßhund gehorchte selbstverständlich nicht. Zum Ergötzen der Jugend arrangirte ich mit Karo ein kleines Wettrennen, aber mein Erbfeind lief besser als ich, und ich stand einen Augenblick ratlos da. Plötzlich begeisterte mich der Gedanke, daß auch das oben nur flüchtig erwähnte Ding, dem der kleine Hund offenbar gehörte, wegen Verabstümung der pflichtmäßigen Obforge in Bezug auf das Halten der Hunde an der Leine arretirt werden könnte, zu dem schönen Einfall, den kleinen Hund einzufangen und dadurch auch Karo an mich zu locken. Das gelang prächtig. Mit Karo an der Leine, mit dem kleinen Hunde auf dem Arme, so schritt ich zu dem bereits zweimal erwähnten netten Ding, verbeugte mich, so gut ich es in meiner Situation vermochte und sprach:

Mein Fräulein, empfangen Sie hiermit Diana.

Das Fräulein dankte artig, allerdings in sehr kurzen Worten, und setzte sich dann. Ich ließ einige Sekunden ins Land gehen, um dem Fräulein Zeit zu gönnen, mich zu fragen, auf welche Weise ich erfahren habe, daß ihr Hund Diana heiße. Das Fräulein sprach jedoch nichts; ich zog, vielleicht ein wenig verdrießlich, den Hut und wollte mich entfernen. Allein Karo legte meinen Bestrebungen den heftigsten Widerstand entgegen, und so blieb mir nichts Anderes übrig, als das Fräulein zu fragen, ob es sich über meine Wissenschaft von Diana's Namen nicht wundere. „Allerdings,“ antwortete das Fräulein und schaute mich an. Es waren zwei schöne große Augen, die so blau waren, wie die Donau vom Rahlenberg aus gesehen, und wenn ich diese erinnerungsmächtigen Augen anschlug, so war es, als ob ihr Antlitz plötzlich beleuchtet worden wäre. Ich erzählte mir sehr ausführlich mein Geschick, berührte nebenbei Troja's Untergang und erzählte auch, um das Mitleid meiner Nachbarin wachzurufen, von der schlechten Kost, die ich während der Ausstellung zu erdulden hatte. Das Fräulein lachte mit glockenheller Stimme über die mir widerfahrne Unbill, und ich bekam bei diesem Anlaß so weiße Zähne zu sehen, wie ich solche nie in meinem Leben gesehen hatte und auch niemals sehen werde. Ich verbreitete mich sodann über die unterschiedlichen Verfahrnen, allein und mit Karo, und stellte mich bei einer passenden Gelegenheit in aller Form Rechens vor, während mir die Anfangsworte eines Liedes in den Ohren summten:

Im Garten steht ein Kirichenbaum
Mit tausend rothen Kirichen

Vermuthlich brachten mich die rothen Lippen des Fräuleins auf das Lied.

Das Fräulein — sie hieß Fräulein Therese — berichtete mir, daß auch Diana nach der Ausstellung mißmuthig geworden sei, allein weder sie noch ihr Vater hätten der Sache große Bedeutung beigegeben. Ich log, während ich Fräulein Theresens blonde Flechten in Augenschein nahm, daß ich dem Auftrage meiner Großmama vielleicht doch nicht entsprochen hätte, aber es habe mich wahrscheinlich eine geheimnißvolle und unbewußte Ahnung bewogen, Karo's Schmerz zu lindern und aber um des Himmels willen, was geschah mir denn, mir wohlbestalltem Gymnasiallehrer und Verfasser einiger Berlen deutscher Dichtung? — Fräulein Therese erzählte über meine geheimnißvolle und unbewußte Ahnung, und als ich das sah, da erröthete ich ebenfalls und schwieg wie erschrocken. Dann schauten wir beide hinauf auf das grüne Blätterdach und schwiegen gemeinsam, ich weiß nicht, wie lange, und während der ganzen Zeit verneinte ich innerlich die von mir wiederholt an mich gestellte Frage, ob es auf der ganzen Welt einen ungeschickteren Menschen gebe, als ich es bin. (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* Ueber die Erklärung des Namens „Preußen“ sind bisher schon zahlreiche Hypothesen aufgestellt worden, ohne daß bisher ein feststehendes Resultat zu verzeichnen ist. Im „Bär“ wird jetzt folgende Lösung versucht: „Wenn wir auf den Namen zurückgehen, wie er sich für Land und Volk Preußen in den ältesten historischen Dokumenten findet, so existirt ein Fragment eines geographischen Glossars in der königl. Bibliothek zu München, welches die Ueberschrift: „Nomina diversarum provinciarum et urbium“ führt, und aus dem neunten Jahrhundert stammt. In diesem Schriftstück lautet der Name für das Volk Preußen: Bruzzum. In anderen späteren Dokumenten lautet der Name: Bruzi, Bruzi, Bruzzi, Brucl, — für das Land dagegen: Brutia, Bruzia, Brucia. Durch die Schreibweise Prutia eines lateinischen Scriptor's, der offenbar das „ti“ schrieb, wie es noch heute geschieht, um den Laut „zi“ „ci“ auszudrücken, irregeleitet, haben die meisten „prut“ als den etymologischen Stamm angenommen, und sind dadurch zu unrichtigen Schlüssen gelangt, während allein nur „pruz“ oder „pruzs“ der richtige Stamm sein kann. Die alten Preußen besaßen eine eigenthümliche und nur bei ihnen gebräuchliche Waffe, eine Schleuder, mit welcher sie sich bei ihren Nachbarn, insbesondere den Polen, einen gerühmten Namen gemacht hatten. Nun heißt im Polen noch heute „Próca“ (pr. Pruga) eine Schleuder, ein Wurfinstrument, — „procié“ (pr. Pruscié) danach werfen, schleudern. Die Preußen, Bruzi, Bruzi u. w. sind also zuerst von den benachbarten Polen, die Werer, die Schleuderer“ benannt worden, und hieraus ist naturgemäß allmählig Volks- und Landesname geworden.“ Zur Begründung obiger Behauptung diene noch folgendes: In Voigt's Geschichte Preußens Band I, Seite 302, in dem Abschnitt über den Ursprung des Namens Preußen heißt es: „Als hierauf zehn Jahre nach Adalbert's Tode der Bischof Bruno zu dem Herzog von Polen kam, wurde auch ihm wieder durch die Polen das Volk, unter welchem er als Apostel aufzutreten wollte, „Bruzen“ genannt, und sein Jugendfreund, der Bischof Ditmar von Werseburg, der die Nachricht über Bruno's Märtyrertod nur von den Polen her hatte erfahren können, schrieb den Namen des Volkes nach, wie er ihn vernommen hatte. Es unterliegt also wohl kaum noch einem Zweifel, daß wir den Namen Preußen zuerst bei den nachbarlichen Polen finden, denn es gebrauchen ihn zugleich auch ihre ältesten Geschichtsschreiber. Erst von Polen aus hat er sich unter die slavischen Völker und dann auch nach Skandinavien verbreitet, wo in früherer Zeit durch Handelsgemeinschaft nur der Name der Samländer bekannt gewesen war.“

* Auf Befehl des Zaren. Aus Petersburg wird der „Frankf. B.“ geschrieben: Am 13. d. feierte Prof. W. D. Spaffowitsch, einer der bedeutendsten Rechtsanwältse Petersburg's, ein auszeichneter Jurist und überaus glänzender Redner, das fünf- undzwanzigjährige Jubiläum seiner Angehörigkeit zur Korporation der petersburger vereidigten Rechtsanwältse. Spaffowitsch, der sich politisch zurückhält, dessen Gesinnungen aber bekannt sind, hat in zahlreichen Jubiläumprozessen die Vertheidigung der Angeklagten mit großem Freimuth geführt. Für einen der ersten Attentäter auf Alexander II. fand sich absolut kein Anwalt, der das Wagniß auf sich nehmen wollte, für den Verbrecher einzutreten. Der Kaiser begriff die Angst der Juristen, wollte aber durchaus, daß der Angeklagte einen tüchtigen Rechtsschutz erhielt. Man erzählt, daß der Zar Spaffowitsch, der sich damals bereits eines großen Rufes erfreute, zu sich ins Palais kommen ließ. „Spaffowitsch,“ sagte der Zar, „Sie werden die Vertheidigung übernehmen, ich befehle es Ihnen . . . ich bitte Sie darum. Was fürchten Sie denn? Sie stehen unter meinem persönlichen Schutze!“ „Majestät,“ antwortete Spaffowitsch ruhig, „ich fürchte nicht für mich. Lassen Sie mich zuvor mit dem Gefangenen sprechen. Es steht dann bei Ihnen, mir das Amt zu übertragen oder zu verweigern.“ Der Zar stuzte einen Augenblick. Dann sagte er: „Nun gut. Hier haben Sie Ordre für den Kommandanten der Festung. Er wird Sie sogleich zu dem Gefangenen lassen.“ Spaffowitsch nahm das Papier, verbeugte sich und ging. Er mußte aufs bestimmteste, daß der Verbrecher gesollert sei! Er begab sich auf die Festung und verlangte vom Kommandanten sofortigen Zutritt zu dem Gefangenen. Der Kommandant war betroffen und zögerte, konnte sich doch aber dem direktem Befehl des Zaren nicht widerlegen. Spaffowitsch wurde in die Zelle geführt und dort bot sich ihm ein fürchterlicher Anblick. Der Verbrecher lag halbtodt auf der Matratze und war nicht im Stande, vor Schmerzen, und Schwäche zu sprechen. Der Anwalt verließ schleunigst die Zelle und eilte zurück zum Zaren. „Nun?“ fragte Alexander. Spaffowitsch sagte ihm in wenigen Worten, was er gesehen. Der Zar prallte entsetzt zurück. „Welcher Hund hat das gewagt?“ Der Anwalt zuckte mit den Achseln. Der Zar entließ ihn und Spaffowitsch vertheidigte nicht. Die Hochverrathsprozesse jagten dann einander und Spaffowitsch und andere unabhängige Juristen, wie Fürst Urussov u. w., übernahmen die Vertheidigung.

* Das Testament einer Menschenfreundin. In Wien wurde dieser Tage das Testament der verstorbenen Hof-Juweliersmittwe Frau Marie Böhm, geb. Köhn, welche 800,000 fl. für wohlthätige Zwecke hinterlassen hat, eröffnet. In demselben heißt es u. a.: Ich habe den größten Theil meines Vermögens nicht den Verwandten bestimmt. Mich hat dabei der Gedanke geleitet, daß wohlhabende kinderlose Erblasser auch die menschliche Gesellschaft bei ihren letztwilligen Anordnungen im Auge behalten sollen, und zwar jenen Theil derselben, welcher, sei es durch was immer für Schicksale, nicht in den Besitz irdlicher Güter gelangen konnte, sei es durch Ungunst der Verhältnisse um dieselben gebracht worden ist. Ich würde den Intentionen meines seligen Gatten entgegenhandeln, wenn ich bei den Verhältnissen, wie sie eben vorhanden

sind, anders vorgegangen wäre als ich vorgehe, und es scheint mir daher das Angemessenste, Entsprechendste, auch die menschliche Gesellschaft an den Früchten des Fleißes und der Sparsamkeit meines Gemahls und meiner selbst theilnehmen zu lassen."

* **Ein Sprachlehrer.** In Straßburg tagt gegenwärtig die 81. Jahresversammlung des deutschen Vereins von Gas- und Wasser-Ingenieuren. Aus diesem Anlaß sendet ein Gasfreund der Straßburger Post nachstehendes hübschen Sprachlehrer: Gas-Glossen beifügt: Geehrte Genossen! Güttenbergs getreue Gemeinde gegenüber Galliens Grenze grüßt gastgeberisch geistige Gas-Größen geographisch germanischer Gauen. Goethe's großem Gedanken gehorchend, grübelten Gottes gelungenste Geschöpfe gar gründlich, gegen gewohntes, geöltes Gassengefunkt grauer Geschlechter, grell gelb glühendes Gas gebärend. Gewaltiges, glorreiches, goldenes Gas! Gutgerathenes Geschenk gütiger Geiten! Gigantische Gabe gelehrter Geister! Galvanischer, griesgrämiger Gieser, großer Gasmännern; grünlich grünlisches Gebeul, geister Halle, giftigen Gicht gegen Gases glückliche Gesittung. Glücklicht glühendes Gezicht! Gönnet Günsti gasmännlichem Getriebe! Günstig gestellte gewinngebende Gasgesellschaften gegenwärtiger Generation gewähren ganzen Gegenden gegen geistlich geprägtes Geld gereinigtes, geruchreiches glühendes Gas. Geräumige gefüllte, geläutete Galometer, geheimnisvoll gelegten, gefäßigen Gasleitungen geistig Gas gebend, gelten gutmüthigen, gasgeschwängerten Grogmittlern gleich. Gasgebendend gleichen genundene, geheimne, gefährliche, gern gemiedene Gräben gebohenem, großartig gepflegtem, granitgepaltem, großstädtischem Gebiete. Glanzvoll glorifiziert Gas gravitätscher Gesichter Glazen, gewährt Gleichmuth gegen Glanzlicht geletzte Gimpel, geleitet gefallene Gestalten großmüthig gefabrilose, glücklicher gewählte Gänge. Gleichzeitig gestattet Gas gerichtlichen, geschiedten Geistesgehilfen gesichertes Gelingen geschieht geführter Geniegriffe gegen gefährliche, gewerbsmäßige Gauner, gefühllos gegen gewöhnliches, gemeines Galsengefindel. Gemeinut gegen gebanter gußeiserer Garküchen giebt Gas gehörige gleichmäßige Blut guten gebaterten Gängen, gaumengefülltem, gut gewürztem, garnirtem Gaulbraten, gern gezeigtem, gedunstetem, gepfefferten Gulajch. Gewandte, geluchte, geprüfte Gehilfenler gebrauchten gelegentlich gleichfalls gern Gas geringerer Güte, gehöhnten, gänzlich geknickten Gehilfenlern gemüthlichen, gemüthlichen Garaus gebend. Gern geliebte Gäste! gleichgesinnte Gassgönner! Gebt glücklichem Gedeihen gepriesenen Gases gebührende Genugthuung; geschwind Gambrius geachte, gutgefüllte Gläser geleert.

* **Für die Sportwelt** wird es nicht ohne Interesse sein, zu hören, daß ein gewisses Verhältniß zwischen der Farbe des Pferdes und der Chance des Sieges beim Wettrennen von Alters her beobachtet worden sein soll. Als Beweis dafür bringt das Echo de Paris eine Uebersetzung aus dem Arabischen, aus welcher hervorgeht, wie die Tradition des pferdebekanntesten Volkes der Welt die Frage beantwortet. Ein großer Scheich der Sahara, Ben Dyab, so geht die Erzählung, wurde eines Tages von den Saabel Benatis, seinen arminigsten Feinden, verfolgt. Auf der Flucht wandte er sich an seinen Sohn: „Sage mir, sprach er, „welche Pferde befinden sich an der Spitze unserer Feinde?“ — „Die Schimmel, Vater,“ antwortete der Sohn. — „Sehr gut!“ rief Ben Dyab aus. „Lassen wir die Sonne ihr Werk thun, in deren Strahlen die Kraft der weißen Rosse wie Mutter dachinschmelzen wird.“ Wieder nach einer Weile spricht der Scheich: „Welche Pferde sind jetzt die ersten, mein Sohn?“ — „Die Kappen, Vater,“ antwortete jener. — „Trefflich!“ sagt der Alte: „In den schwarzen Thieren wird der feine Boden seine Schuldigkeit thun. Denn siehe, auch der Neger des Sudan wird an seinen Funggelenken müde, wenn er über Steine schreitet.“ Weiter geht die Flucht, und zum dritten male wendet sich Ben Dyab an seinen Begleiter: „Wer ist jetzt allen voran?“ — Die Braunen und die Kastanfarbigen!“ — „Dann müssen wir uns retten, mein Sohn!“ rief der Scheich „dann ist keine Zeit mehr zu verlieren! Diese Rosse können uns erreichen!“

* **Unzünftig.** Fremder (zu seinem Begleiter): „Wenn es uns nicht zu lange aufhält, sollten wir uns doch auch noch das Buchhaus hier ansehen! (Zur Schildwache): „Wie lange werden wir wohl brauchen, bis wir wieder herauskommen?“ — Schildwache: „Ja — unter sechs Monat' kommt da Keiner 'raus!“

* **Amerikanisch.** Jessie (zu einer Freundin): „Der Marquis, den Ellen letzten Sommer in Europa geheiratet hat, weigert sich, mit seiner Frau nach Amerika zu kommen.“ — „Das ist ja ganz abscheulich! Sie hat 200,000 Dollars für ihn bezahlt und jetzt darf sie ihn nicht einmal ausstellen!“

* **Ergo!** Professor der Logik: „Ins Zimmer hab' ich meinen Hut gelegt, nirgends ist er hier zu sehen, betreten hat aber das Zimmer niemand außer mir, ergo — ist' ich drauf!“

* **Aus der Instruktionssunde.** Offizier: „Wie heißt das neue Pulver, das in allen Armeen jetzt eingeführt wird?“ — Dekret: „Snjistenpulver!“

* **Trost.** A: „Meinem Sohne wurde auf der Mensur die Nase abgehauen!“ — B: „Trösten Sie sich, er wird ja Staatsdiener — da kriegt er Nasen g'rad g'nug!“

* **Erkannt.** Freier (sehr beschuldigt): „... Ich will Ihre Tochter auf den Händen tragen!“ — Vater: „Ja, ja... und ich soll Ihnen vorher auf die Weine helfen?“

* **Vorsicht.** Dichterling: „Seute werde ich den Mond besingen!“ — Redacteur: „Nun, der wird schön aus den Wolken fallen!“

* **Beruhigend:** Hausfrau: „Haben Sie einen Geliebten?“ Köchin: „Ja... aber er ist alles, was man ihm giebt!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Eine Forschungsreise nach Sibirien und dem Kaukasus wird im Antrage des Ministers für den öffentlichen Unterricht in Rußland das Ehrenmitglied der Petersburger Geographischen Gesellschaft, Katanow, am 1. Juli d. J. antreten. Katanow hat bereits drei Jahre lang ethnographische und linguistische Studien in Sibirien und im Kaukasus gemacht. Seine Studien sollen den Sitten und den Idiomen der chinesischen Sprachen gelten, welche die sog. „Jagala-Sprache“ sprechen. Dem Forscher sind reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt worden.

— Ueber die sog. Holzberge der Insel Neu-Sibirien wird der Zbl. Nösch geschrieben: Seit dem Anfrange unseres Jahrhunderts ist nicht selten von den durch Sannifow entdeckten und demnach durch Hedenström besuchten und beschriebenen „Holzbergen“ Neu-Sibiriens die Rede gemen; man betrachtete sie als Anhäufungen diluvialen Treibholzes (als sog. Noachholz), welches gleichzeitig mit den Mammuth-Skavarn durch die großen sibirischen Ströme nach Neu-Sibirien hinübergeschwemmt sei. Da nun jene „Holzberge“ zum Teil in ansehnlicher Höhe über dem Meerespiegel liegen, so folgerte man, daß Nord-Sibirien und Neu-Sibirien seit der Diluvialzeit in zunehmender Senkung begriffen seien, woraus wieder andere wichtige Folgerungen gezogen wurden. Es ist nun höchst interessant, daß Baron C. v. Toll im Jahre 1886 gelegentlich der neu-sibirischen Expedition durch genaue Untersuchung festgestellt hat, daß die sog. Holzberge keineswegs aus diluvialen Treibholz bestehen, sondern daß sie die zutage tretenden Schichten eines typischen Braunkohlenlagers der Tertiarzeit sind.

— Aus Worms berichtet man der Zrk. Z.: Die hochbedeutenden Funde, welche im vergangenen Herbst auf dem sog. „Eicher Sand“ bei dem nahen Mettenheim gemacht worden sind, haben die hiesigen Archäologen Dr. Nohl und Dr. Beckerling veranlaßt, auch in diesem Sommer wieder Ausgrabungen dajelbst veranstalten zu lassen. „Eicher Sand“ ist ein Ueberbleibsel eines früheren geologischen Epoche angehörig großen Meeres und besteht aus einem Flug sand (der aus Granitkörnern zusammengesetzt ist). Der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Grabstätte ist es zu verdanken, daß die Grabfunde, Skelette sowohl wie Beigaben, trotz des langen Zeitraums von ca. 3000 Jahren, noch so außerordentlich gut konservirt sind. Vorzüglich erhalten sind der an einem Beine eines Skeletts vorgefundene große Schmuckring aus Bronze und ein an der rechten Hand desselben Skeletts befindlicher Fingerring aus demselben Metalle. Die Bronzen sind von einer geradezu tadellosen Erhaltung, sie zeigen nur ganz geringe Oxidation und haben an vielen Stellen ihre ursprünglich goldglänzende Farbe bewahrt. Auch die Skelette sind bis auf die kleinsten Knochen vollständig erhalten geblieben. Im ganzen sind drei Grabstätten aufgedeckt worden. Die aufgefundenen Gegenstände wurden von dem Besitzer des Terrains dem Paulus-Museum bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

— Massenet arbeitet an einer neuen Oper „Amy Robart“; dieselbe ist dem Walter Scott'schen Romane „Kenilworth“ entnommen. Der Verfasser des Textbuches ist der italienische Schriftsteller Mazzucati.

* **Katechismus der Ornamentik.** Von J. Pantz. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 131 in den Text gedruckten Abbildungen. 183 Seiten. Preis in Original-Leinwand 2 M. Verlag J. J. Weber in Leipzig. Ausgehend von den elementaren Bestrebungen unkultivirter Völker, bietet dieser Katechismus einen gedrängten Leitfaden über die Geschichte, Entwicklung und die charakteristischsten Ornamentstile aller Zeiten, erläutert durch zahlreiche, vortreffliche Abbildungen. Das Büchlein soll hauptsächlich Freunde der dekorativen Künste und strebsame Jünger der Kunstgewerbe- und Zeichenschulen zum eingehenden Studium von Spezialwerken vorbereiten.